22. Juli 1939 Nummer 166

In freier Stunde

Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

(11. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Ueber der Unterredung mit dem Onkel hatte er gar nicht mehr an Daisy Burton gedacht, nun schien es ihm, als trete sie ihm im Dunkel des Zimmers entgegen. Glashart dünkten ihm ihre wasserhellen Augen, höhnisch verzogen waren die Lippen. Daisy Burton.

Sie hatte sich gerührt, ihm durch einen dreisten Einbruch in das Haus und die zweifellos künstlich herbeigeführte Panne bewiesen, daß sie noch da war und noch da blieb.

Daisy Burton hatte sich eingeschaltet.

Hugo Mertens schloß erregt das Fenster.

Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß diese Frau in Anne-Marie die Rivalin und unerwünschte Gegenspielerin sehen mußte. Anne-Marie, die für ihn nicht zu sprechen gewesen und am Abend nicht aufgetreten war.

Mertens sehnte den nächsten Tag herbei, Anne-Marie bekam seine Zeilen und er würde dann Antwort und Ruhe damit erhalten.

Der Wind ächzte im Gebälk, im Giebel knackten und stöhnten die Dachsparren, die Wetterfahne drehte sich quietschend.

Hugo Mertens hatte sich niedergelegt. Die Geräusche wichen zurück, der Traum nahm ihn sacht gefangen.

„Anne-Marie!" kam es leise von seinen Lippen, und er sah sie am Flügel sitzen und hörte sie singen. Ein kleines, intimes Musikzimmer in Blau und Gold gehalten umgab ihre lichte Erscheinung wie mit einem Rahmen, bildhaft wirkte das Ganze und war doch nur das erträumte Musikzimmer im eigenen Hause.

16. Kapitel.

Frau Schulz, die Eisenbahnerwitwe, war mit ihrer Weisheit am Ende. Das wollte schon etwas sagen.

Fräulein Rodeck war doch sonst ein vernünftiger Mensch, nun aber hatte sie scheinbar alle Ueberlegung verlassen, sie hatte sich krank gemacht. Verliebt war sie, unglücklich verliebt, oder war sie etwa nicht mehr bei klarem Verstande?

Der junge Herr war doch erschienen, ein feiner, hübscher Mann — was wollte sie denn eigentlich nun. Ueberall kam mal etwas vor, sie hatten sich wahrscheinlich etwas gezankt. Was war denn da weiter? Nun war doch der Herr gekommen. Warum ließ sie ihn denn nicht herein, sondern verbot ihr, wenn es wieder klingelte, zu öffnen.

Frau Schulz verließ die Küche und ging leise zur Tür der jungen Mieterin.

Diese Theaterleute waren ja Menschen besonderer Art, sie kannte das schon. So etwas ging aber doch zu weit, die Schauspielerin schluchzte immer noch. Das sollte aushalten und ansehen, wer da wollte.

Frau Schulz legte das Messer, das sie in der Hand hielt, sie war gerade beim Kartoffelschälen, auf das Tischchen im Flur und klopfte. Sie wartete nicht lange, entschlossen trat sie ein.

„Nun, nun, man nicht gar so traurig. Die Sonne scheint schon mal wieder, Fräulein Rodeck. Wer wird denn gleich die Flinte ins Korn werfen."

Anne-Marie richtete sich auf und kämpfte gegen die Tränen an.

„Sie können sich doch nicht auf den Hund bringen. Gestern mußten sie absagen, heute wird ein Schauspiel gegeben, das ist ein Glück, doch morgen müssen Sie wieder auftreten."

Freundlich klopfte Frau Schulz dem jungen Mädchen auf die Schulter.

„Es geht nun einmal nicht alles glatt, glauben Sie mir das. Wer man auch ist und woher man auch kommt, wir sind alle Menschen und müssen nun mal auf dieser Erde mit dem fertig werden, was uns aufgepackt wird. Da heißt es eben, ein bißchen den Buckel straffen und schleppen."

Anne-Marie lächelte und nickte.

Wenn jemand es erfahren hatte, daß im Leben nicht alles glatt ging, dann war sie es. Nicht umsonst hatte das Unglück des Vaters auf ihrer Kindheit und Jugend gelastet. Und jetzt, da ein gütiger Mensch in ihr Leben getreten war, brach alles zusammen. Die letzte Lebenschance schien ihr dahin, alles war zerstört, das Schicksal verwies ihr das Glück.

Es läutete.

Frau Schulz ging.

Gleich darauf legte sie einen Brief und einen Strauß roter Rosen vor Anne-Marie hin. Ein wenig hatte sie auf den Umschlag geschaut, nur ganz unabsichtlich und zufällig; denn ein bißchen neugierig war sie schon immer gewesen. Sie hatte den Absender gelesen: Doktor Mertens.

Da würde nun Fräulein Rodeck wieder klare Augen bekommen.

„Nur nicht gleich jammern, Fräulein Rodeck, sehen Sie, da ist ein Brief. Er wird schon alles in Ordnung bringen. Sie hätten sich das doch gleich sagen sollen. Der Herr ist schließlich hier gewesen, jetzt schreibt er — was soll er denn noch tun?"

Frau Schulz bemerkte mit Befriedigung, daß Anne-Marie hastig zugriff, und verließ das Zimmer.

Die Hände des jungen Mädchens zitterten leicht, während sie den Brief öffnete. Der groteske Tanz der

Buchstaben ließ nach, die Zeilen wurden klar. Anne-Marie begann zu lesen. Sie war nun ganz still und ruhig geworden.

Hugo Mertens schrieb. Wie kurz und bestimmt seine Sätze waren, dabei klang etwas durch, was ihr das Herz warm machte.

Er sorgte sich, er wartete auf Antwort.

Anne-Marie neigte sich über die Rosen und trank den Duft tief in sich hinein. Mit Blumen hatte es begonnen, mit Blumen endete es.

Heiß brach die Wunde in ihrer Seele wieder auf. Er kam, um die Schuld seines Vaters abzulösen, er wollte die Erinnerung, die ihr Leben belastete, tilgen und ablösen sozusagen. Das war es, was ihn dazu drängte, mit ihr in Verbindung zu bleiben.

Anne-Marie Rodeck stand gepeinigt auf, der Brief entglitt zur Erde, sie ging über ihn hinweg. Die ganze Bitterkeit ihres Lebens, das der Vater dieses Mannes zerstört hatte, erwachte. Ihre Mutter stand vor ihr, mahnend und unerbittlich. Niemals durfte sie mit einem Manne, der den Namen Mertens trug, in Beziehung treten. Es gab nichts gutzumachen, kein Loskaufen von Schuld, sie klebte an dem Namen Mertens und sollte sein ewiger Schatten bleiben.

Anne-Marie ließ sich wieder nieder und starrte vor sich hin.

Die Sonne drang durch einen Spalt des Vorhangs, und der Brief leuchtete in ihrem Schimmer auf. Das Mädchen beugte sich und legte ihn auf den Tisch.

Nie hätte sie es für möglich gehalten, daß Hugo Mertens sich ihr wie ein gerissener Geschäftsmann näherte. Nur eins hatte er im Auge, sie mit der Familie Mertens auszusöhnen, abzuzahlen. Es war dies sicherlich ein ganz guter Zug seines Wesens. Mancher hätte sich weniger um die Geschehnisse der Vergangenheit gekümmert. Wer wußte jedoch, was ihn im Grunde dazu trieb? Vielleicht ein Gelöbnis, ein Schwur, den er dem Höchsten gegeben, in einer Stunde der größten Gefahr. Draußen in den glutheißen Grassteppen Afrikas hatte er vielleicht, dem Verdursten nahe oder von Todesgefahr umdroht, das Knie gebeugt. Die Schuld des Vaters, um die er wußte, mußte ihm als die beste Gelegenheit erschienen sein, ein gutes Werk zu tun.

Den Kopf in beide Hände gestützt, schloß das Mädchen die Augen.

Alles wäre ertragbar, wenn sie nicht — wenn sie nicht Hugo Mertens mit der ganzen Kraft ihres Herzens liebte. Sie hatte es nicht wahr haben wollen. Doch in der Stunde, in der sie von der Amerikanerin erfuhr, daß ein Mertens das Leben ihres Vaters und das der Familie vernichtet hatte, schenkte der Schmerz ihrer Seele die innere Klarheit, sie liebte Hugo Mertens.

Sein Wesen hatte sie falsch gedeutet, seine Art hatte ihr empfängliches Gemüt bestrikt, sie glaubte, Sympathie, Vertrauen, Liebe zu spüren. Und sie hatte wiedergeliebt.

Ein harter Zug trat in ihr Antlitz. Ein Mertens war es gewesen, der das Unheil heraufbeschwor, darum gab es keine Schonung des eigenen Herzens, auch wenn es darüber zugrunde ging.

Anne-Marie erhob sich, mit ein paar Schritten war sie am Schreibtisch, riß die Schublade auf. Eine ungewöhnliche Energie straffte ihre Züge, die letzten Spuren der Tränen verschwanden.

„Sehr geehrter Herr Doktor," schrieb sie hastig, „Dank für Ihre Rosen und für Ihren Brief."

Satz auf Satz folgte — befriedigt überlas sie den Brief. Streng schaute sie darauf nieder. Die Tür ging — verstohlen sah Frau Schulz ins Zimmer.

Es war so still, da hielt sie es nicht länger aus, sie mußte doch einmal sehen, was das Fräulein Anne-Marie eigentlich machte.

Schmunzelnd ging sie in die Küche zurück.

Na, es schien ja nun alles wieder in das rechte Gleis zu kommen, Fräulein Rodeck schrieb wieder. Warum die Menschen sich nur erst Kummer machten?

Frau Schulz stellte den Teller, den sie abgetrocknet hatte, in den Geschirrschrank zurück.

Sie war nicht wenig erstaunt, als Anne-Marie in der Küche erschien. Ihr Gesicht war verschlossen und hart, daß die Frau nichts zu fragen wagte.

Sie nahm den Brief, den ihr die Schauspielerin gab, und band die Schürze los. Sie verstand, daß der Brief eilig war, und tat dem Mädchen gern den Gefallen, ihn gleich hinunter in den Kasten zu tragen.

Zugleich trug Anne-Marie ihrer Wirtin auf, den Schauspieler Louis Beier zu bitten, sobald es ihm möglich sei, zu ihr zu kommen.

Das Gesicht der Sängerin, der Ernst ihrer Augen und der Klang ihrer Stimme paßten Frau Schulz gar nicht. Das junge Mädchen sah nicht gerade so aus, als sei nun alles in bester Ordnung.

Louis Beier wohnte nicht weit. Frau Schulz beschloß, ihn ein bißchen auszuholen.

Sie hatte wenig Glück damit. Auch von der zwischen den beiden nachher im Zimmer leise geführten Unterhaltung vernahm sie nichts, obwohl sie den Spiegel dicht neben Anne-Maries Tür angelegentlich zu putzen begann. Im Zimmer wurde beinahe nur geflüstert. Die Schauspielerin konnte ja sehr leise und rasch reden, so wie bei der Leseprobe.

Etwas Besonderes ging offensichtlich vor; denn Louis Beier verabschiedete sich bald und verließ das Haus. Nach einer Stunde war er wieder zurück, und als er dann fortging, erschien Anne-Marie und kündigte die Wohnung. Sie zahlte noch bis zum Ersten des kommenden Monats, das war für Frau Schulz zunächst einmal das Wichtigste.

Ohne sich weiter aufzuhalten, begann Anne-Marie Rodeck ihre Koffer zu packen. Bald lagen Kleider, Hüte und Toilettengegenstände zusammen mit der bunten Seide der Wäsche auf Tisch und Stühlen.

Wenige Stunden später ging Anne-Marie neben dem kleinen Karren einher, auf dem ihre Koffer standen. Der Gemüsehändler aus dem Nebenhaus hatte ihr seinen Jungen mit dem Karren geschickt. Das Rattern und Knarren der Räder ertönte neben der jungen Sängerin her, die mit fest in die Ferne gerichtetem Blick ihres Weges ging.

Erst als sie an dem kleinen Theater vorbeikam und am Hotel „Drei Berge", in dessen Eingang der Wirt breit und behäbig stand, zuckte es schmerzlich um Anne-Maries Mund.

Rascher schritt sie aus — in einigen Minuten war sie auf dem Bahnhof, dann lag die kleine Stadt hinter ihr. Die Erinnerung hatte ein übles Spiel mit ihr getrieben.

Sie mußte fort — nie sollte ihr der Name Mertens etwas bedeuten.

*

Hugo Mertens wartete voll Ungeduld auf die Post.

Wenn Anne-Marie heute nicht antwortete, wenn er nicht von dieser drückenden Ungewißheit befreit würde, jetzte er sich in den Wagen und brauste in die Stadt hinein.

Die Sonne stand hell über dem Park, die feuchten Stämme leuchteten silbrig im Licht.

„Guten Morgen, Hugo, schon gefrühstückt?"

Karola Keding, die Aktentasche unter dem Arm, trat auf die Freitreppe.

„Nein, der Morgenimbiß kommt erst. ich wollte nur mal sehen, was für Wetter ist."

„Schön, klar. Golden und hell ist die Welt, schön ist das Leben."

Mertens schaute mit zerquältem Gesicht drein. Etwas wie Neid überkam ihn. Wie fröhlich und zuversichtlich das junge Mädchen war, wie sicher es seinen Weg ging. Karola war ihres Glückes gewiß, das merkte man ihr an. Sie besaß die Liebe Doktor Links, dieses prächtigen Mannes, und die Liebe vor allem des kleinen Jungen. Frau und Mutter würde sie sein, und dies in vollendeter Weise.

Karola Keding wippte auf der obersten Stufe der Freitreppe unschlüssig hin und her. Sie schaute zu Mertens hin und sah dann wieder in den Park hinein.

„Wenn du schon Kaffee getrunken hättest, würde ich sagen, du könntest mich ein Stück begleiten. Der Weg durch den Erlenbusch nach der Zuckerfabrik ist besonders hübsch am Morgen."

„Gern, zu frühstücken brauche ich nicht, das kommt noch zur Zeit."

Froh, ein wenig Ablenkung zu haben und die Zeit auf diese Weise hinzubringen, schritt Mertens neben Karola her.

Olbrich, der auf dem Hof stand und mit lauter Stimme seine Anweisungen gab, schaute den beiden befriedigt nach. Hugo war immer ein kluger Bursche gewesen, er hatte sich nach der Unterredung sicherlich alles noch einmal genau überlegt. Er sah auch richtig nachdenklich aus. Eine Hochzeit sollte das werden, eine Hochzeit — bis zum jüngsten Ochsenjungen sollten alle daran teilnehmen.

Karola hob eine Fasanenfeder von der Erde auf und ließ die bunten Farben in der Sonne spielen.

Hugo gefiel ihr nicht. Sie war über diese Amerikanerin, jene Frau, deren Wagen sie schon wiederholt in der Umgebung gesehen hatte, entsetzt gewesen. Hatte Mertens eine jähe Leidenschaft oder die Monotonie des Bordlebens zu diesem überspannten Geschöpf getrieben? Sie paßte ganz und gar nicht zu ihm. Er spürte es wohl auch. Daisy Burton war direkt aus dem Rahmen gefallen, und ihre laute, burschikose Art wirkte einfach peinlich. Der Ueberfall war im übrigen mehr als plump gewesen.

Die beiden bogen in den Erlenbusch ein, und Karola spielte mit ihrer bunten Feder.

Vielleicht brauchte Mertens ihren schwesterlichen Beistand. Eine Frau sah scharf und konnte viel helfen. Sie mußte warten, bis er sprach. Deutlich erkannte sie, wie es in ihm rang.

Der Schornstein der Zuckerfabrik ragte empor, die Gebäude schimmerten durch die gelichteten Zweige des Busches.

Karola verlangsamte ihre Schritte. Es war heute ein wenig früher als gewöhnlich, darum konnte sie ruhig Zeit versäumen.

Hugo schwieg beharrlich, abwesend schritt er neben Karola einher.

„Diese Amerikanerin war eine ganz aparte Erscheinung," warf das Mädchen schließlich leicht hin.

„Eine furchtbare Nummer," brummte Hugo. Aergerlich erzählte er, wie er sich in Hamburg gedrückt hatte.

„Nun ist sie hier und hat sich scheinbar häuslich niedergelassen. So etwas bekommt auch nur eine Daisy Burton fertig, die sich einbildet, alles müßte nach ihrem Kopf gehen."

Karola Keding lauschte erstaunt.

Also jene Frau war nicht der Mittelpunkt für Hugo? Dann wußte sie nicht recht, was sie zu seinem sonderbaren Benehmen sagen sollte.

Oder hatte Hugo seine Ansicht über den Plan des Onkels geändert? Ein Schreck überfiel Karola. Gestern hatte der Rittmeister und er lange zusammen gesessen, sie hörte Hugo spät heraufkommen. Hatte sich etwa Hugo doch für die Pläne des Onkels gewinnen lassen?

Karola wurde glühend rot. (Fortsetzung folgt)

Der Knall im Glockenturm

Von Hans Joachim Frohner.

Im Glockenturm von Klein-Wintersdorf — soll man es glauben? — ist es seit dem Tode des alten Friedhofwärters nicht mehr geheuer. Wiegant, der Nachtwächter und sein Freund, der Maulwurfjäger Mummelried, haben die unheimlichen Geräusche ganz deutlich gehört; abends, Schlag zehn Uhr, dringt aus einem der Schallöcher des Turmes ein langgezogenes, ersticktes Röcheln und gleich danach steigt jemand mit schlürfenden Schritten die Holztreppe empor. Dabei ist die Tür fest verschlossen...!

Welche Schuld mag der verstorbene Friedhofwärter nur auf sich geladen haben, daß er jetzt im Grabe keine Ruhe findet?!

„Unsinn!" ruft der junge, neue Friedhofwärter Rüdiger, „Die Geräusche werden schon ihre ganz natürliche Erklärung finden!" Doch damit kommt er schlecht an. Warum er denn die Ursache nicht schon längst festgestellt habe, hält man ihm entgegen, seit Tagen durchsuche er doch den Turm ohne irgendetwas Verdächtiges zu entdecken.

Doch Rüdiger läßt sich nicht beirren: „Wartet ab, heute abend lege ich mich im Turm auf die Lauer, da werde ich Euren Spuk schon aufdecken!"

Alle Achtung! Mut hat er. Da wollen Wiegand und Mummelried nicht zurückstehen; „Wir kommen auch, aber es muß ganz unter uns bleiben!" —

Abends neun Uhr. Klein-Wintersdorf liegt in tiefer Dunkelheit. Leise knirscht der Schlüssel des Friedhofwärters in der Tür des Glockenturmes. Mit gespannten, ernsten Gesichtern treten die „Geisterjäger" ein. Jeder trägt in der Hand eine Stallaterne.

„Leise, leise", flüstert einer, „nur keine unnötigen Geräusche." Sie leuchten jeden Winkel ab, durchsuchen jede Nische. Totengräbergerät liegt in der Ecke und unter der Treppe steht die Totenbahre. Die Glockenseile, deren Schatten unausgesetzt an den Wänden hin und her tanzen, bewegen sich ganz sacht im Zugwind.

Hat es nicht eben im Glockenstuhl gestöhnt? — Nein, das ist der Wind, der in die Schindeln pustet und durch die Schallöcher hereingefahren kommt. Es gibt kaum einen Augenblick Ruhe und wenn man will, kann man sein Seufzen und Raunen schon für Geisterlaute halten.

Die drei Männer steigen jetzt langsam und nach allen Seiten Umschau haltend, die knarrende Treppe hinauf.

Nichts! Nirgends auch nur das Geringste, womit man Geistergeräusche erklären könnte. Wiegand tippt mit dem Fingernagel an den unteren Rand der großen Glocke und bringt sie dadurch ganz leise zum Tönen:

„Das Suchen ist ja zwecklos!" knurrt er, „Wenn bei Tageslicht nichts gefunden worden ist, dann finden wir erst recht nichts im Dunkeln. Wir müssen warten."

„Vielleicht hat sich jemand eingeschlichen, um hier Unfug zu treiben!" versetzte Rüdiger.

„Aber dann hätten wir ihn doch längst aufgestöbert!" entgegnet man ihm.

Endlich lassen sich die Männer auf den obersten Treppenstufen nieder. Ihre Stallaternen haben sie in gleichen Abständen über die Treppe verteilt. So können sie das ganze Turminnere übersehen. Es ist noch eine gute halbe Stunde bis zehn Uhr. Eine ungemütliche, spannungsvolle halbe Stunde.

Jetzt, da sie sich still verhalten, hören die „Geisterjäger" das Tosen des Windes doppelt laut. Aber alles übertönt doch das gleichmäßige Tacken des Uhrwerkes in seinem beruhigenden, langsamen Rhythmus.

„Der alte Friedhofwärter hat hier oben vor Jahren auch einmal unheimliche Geräusche gehört, hastiges Getrappel und Geraschel", erzählte Rüdiger. „Er glaubte beinahe schon an einen Spuk, aber als er dann dem Geräusch nachging, fand er ein junges, noch nicht flügges Käuzchen. So wird es uns wohl ebenfalls ergehen."

Wiegant und Mummelried antworten nicht. Ein Käuzchen oder gar nur eine Ratte — ausgeschlossen!

Unaufhaltsam tackt die Uhr weiter. Nur gut, daß man genau weiß, wann der Spuk eintreten wird, so kann man von ihm nicht überrumpelt werden.

Noch eine Viertelstunde, noch zehn Minuten, noch fünf.

Mummelried steht auf, räuspert sich leise und greift nach seiner Stallaterne. Auch die anderen Männer erheben sich. Sie flüstern miteinander und versuchen vergeblich, ihre steigende Aufregung zu verbergen.

Noch eine Minute!

„Jetzt aufgepaßt!"

Der Hammer an der kleinen Uhrglocke richtet sich auf, von einem Hebel gehoben und schlägt dann kurz herunter auf die Glocke.

Eins — zwei — drei — vier — fünf —

Der ganze Glockenstuhl erbebt unter den ohrenbetäubenden Schlägen.

Sechs — sieben — acht — neun — zehn!

Und jetzt... Mummelried packt Rüdiger an den Schultern.

Allen erstarren die Glieder:

Ein ächzendes, gequältes Röcheln — ein Mensch in Todesnot!

„Er kommt herauf!" brüllt Mummelried.

Wirklich, unten, vielleicht auf halber Höhe der Treppe schlurft ein Menschenschritt. Aber es ist kein Mensch zwischen den vielen Schatten an Wänden, Brettern und Balken zu erkennen. Der Schritt wird immer leiser, immer mühseliger, erstirbt.

Schon atmen die Männer auf, schon löst sich Mummelrieds Griff an Rüdigers Schulter, da...

...da sprüht unten, dicht neben der Totenbahre ein Funkenregen hoch. Gleichzeitig ein Knall!

Die Männer taumeln vom Treppengeländer zurück, blicken sich bestürzt an und poltern dann in unbezähmbarem Schrecken die Treppe hinunter, hinaus aus dem Turm... — — — — —

Gefolgt von den drei „Geisterjägern" betritt am nächsten Morgen der Lehrer und Organist den Turm. Neben der Totenbahre bemerkt er auf den ersten Blick ein Loch im gemauerten Fußboden. Er kniet nieder und hebt mehrere zerschmetterte Steine heraus.

Rüdiger hilft ihm dabei. Plötzlich stößt er einen leisen Pfiff aus: „Wissen Sie, was hier in dem Loch liegt? — — — ein Uhrengewicht!"

Alles sieht nach oben. Die Uhr tackt nach wie vor gleichmäßig. Aber nur ein Gewicht schwebt in halber Höhe — das Gewicht des Gehwerkes. Von dem Schlagwerk hängt nur das leere Seil herab.

Der Lehrer betrachtet angestrengt nachdenkend das leere Seil. „Das Rätsel ist gelöst!" murmelt er schließlich und steigt dann die Treppe bis zu dem Absatz hinauf, in dessen Höhe das Gewicht abgerissen ist. Ganz offenbar hat sich das Seil durchgescheuert.

„Sehen Sie dort!" der Lehrer weist auf eine Walze am Schlagwerk, über die sich das Gewichtsseil beim Aufziehen herumlegt. „Unser neuer Friedhofwärter hat das Seil nicht sachgemäß um die Walze gewickelt. Es handelt sich ja auch um ein altes, unvollkommenes Werk. So konnte es geschehen, daß sich das Gewicht zu dicht an diesen Treppenabsatz schob. Beim Herabsinken mußte das Gewicht auf die Kante des Absatzes aufstoßen. Und das ist immer abends, beim Zehnuhrschlagen geschehen. Das Gewicht begann dann, weitersinkend zu pendeln und da schleifte das Seil mit dem ersten großen Schwung hier an der rauh abgesägten Balkenkante, wodurch das laute Aechzen hervorgerufen wurde, und danach pendelte das Seil schräg gegen dieses Brett hier!"

Er streicht mit der Hand über das von ihm bezeichnete Brett:

„Jawohl, Sie können es genau fühlen, wie glatt das Brett poliert worden ist. Durch das Reiben an dem Brett aber entstand das immer leiser werdende Geräusch, daß ohne Zweifel Aehnlichkeit mit dem schlürfenden Schritt eines Menschen hatte. War das Pendeln aber erst einmal beendet, dann kam das Seil nicht mehr mit dem Balken und dem Brett in Berührung. Beim Aufziehen stieß das Gewicht zwar auch gegen den Treppenabsatz, da sich aber das Gewicht nach oben stark verjüngt, war der Anprall recht sanft und jedenfalls für unseren Rüdiger unbemerkbar!"

Wiegant, der Nachtwächter, nickt überzeugt und sogar Mummelried gibt zu verstehen, daß er sich jetzt das Spukrätsel erklären kann.

„Ausgerechnet gestern abend nun", fährt der Lehrer fort, „als Sie der Sache auf den Grund gehen wollten, mußte das Gewicht abreißen, weil sich das Seil inzwischen durchgescheuert hatte! Welches Unglück wäre geschehen, wenn Sie nicht oben im Glockenstuhl, sondern unten vor der Treppe Posten gefaßt hätten!"

Rüdiger aber lacht befreit: „Auf jeden Fall ist jetzt der Spuk aufgeklärt. — Habe ich es nicht gleich gesagt, daß alles mit rechten Dingen zugeht?!"

Die Methode

Skizze von Heinrich Sauerborn.

Nicht jeder vermag sich im Alltagsleben voranzuhelfen wie beispielsweise der junge Purschell.

Da stand schwarz auf weiß im Anzeigenteil der Zeitung: 50 Mark und mehr verdienen redegewandte, geschäftstüchtige Herren durch den Verkauf unseres Schlagers „Cupidol". — Cuno Pimsch G. m. b. H.

Anderen Morgens meldete sich Purschell mit 49 anderen Bewerbern im Büro des Vertriebsdirektors der Cuno-Pimsch-G.m.b.H. Die Rede des Vertriebschefs floß wie Oel.

„Es gehört keine Kunst dazu", erklärte er, den Bewerbern eine winzige, hübsch etikettierte Tube zeigend, „diese einzigartige kleine Sache an den Mann zu bringen. Oder an die Frau, das ist ganz egal. Diese Tube enthält die Universalcreme „Cupidol", ein vollkommen neuartiges Kosmetikum, das gleichzeitig als Gesichtscreme, Zahnpasta, Rasierseife, Schuhwichse, Bartwuchsmittel und Haarentfernungspräparat verwandt werden kann. Cupidol ist wegen seiner originellen Vielseitigkeit für die ökonomisch erzogenen Menschen unserer Zeit geradezu unentbehrlich. Preis der Tube 1 Mark!"

Mit 300 Cupidoltuben je Person beschwert, zerstreute sich die Bewerberschar in alle Windrichtungen der Stadt. Jedermann war im Innersten überzeugt, daß sein Vorrat an Cupidolpaste nicht einmal entfernt ausreichen würde, um den Bedarf der cremehungrigen Menschheit für diesen Tag zu decken. Indessen erwies es sich bei der Abrechnung am Abend, daß nur ganz wenige eine oder zwei Tuben von ihrem Vorrat losgeworden waren; die meisten hatten die Zielobjekte ihrer geschäftlichen Absichten überhaupt nicht erst zu Gesicht bekommen. Die Welt, schien es, war nicht geneigt, den schöpferischen Ideen der Cuno-Pimsch-G.m.b.H. das nötige Verständnis entgegenzubringen. Auch der Vertriebschef schien sich dieser schmerzlichen Tatsache zu beugen. Melancholisch über die Versammlung blickend, schien er im Geiste die verkauften Tuben zu zählen. In diesem Augenblick ging die Tür auf; ein junger Mann trat ein, der munter auf den Vertriebschef zusteuerte.

„Gestatten: Purschell!" sagte der junge Mann. „Ich komme, um abzurechnen. Ich habe den ganzen Vorrat total ausverkauft — bis auf den kleinen Rest von fünf Tuben."

Neidische Blicke trafen den geschäftstüchtigen jungen Mann. Der Chef staunte: „Das sind 295 Tuben. Ja, Menschenskind, wie haben Sie denn das fertiggebracht?"

Purschell lächelte freundlich. „Gott, man hat so seine Methode", sagte er bescheiden. „Wollen wir jetzt abrechnen?"...

Und tags darauf zog Purschell abermals los, nach den westlichen Villen der Stadt. Am ersten Vorgartenportal klingelte er. Ein Diener erschien.

„Sie wünschen?"

„Herr Donnerjahn zu sprechen?" fragte Purschell vertraulich. „Ihr Name, bitte?" „Donnerjahn."

„Moment." Nach einer halben Minute kehrte der Diener zurück. „Herr Donnerjahn läßt bitten!"

Purschell ließ sich in dem vornehm eingerichteten Herrensalon führen. Nach fünf Minuten erschien ein junger Mann, der Purschell erstaunt musterte. „Nanu? Sie wünschen? Ich dachte, mein Onkel sei hier."

„Donnerjahn", verbeugte sich Purschell. „Nein, nein, wir sind leider nicht verwandt, ich habe nur zufällig denselben Namen. Es handelt sich um folgendes:" Und dann legte Purschell los. Das Ergebnis war äußerst befriedigend. Als Purschell sich kurz darauf verabschiedete, war sein Koffer zwar um eine Kleinigkeit leichter, dafür aber seine Geldbörse um drei Mark schwerer geworden. Pfeifend schritt er zur Nachbarsvilla. Ein Mädchen öffnete. „Sie wünschen?"

„Ich möchte Frau von Rittenbruch sprechen."

„Wen darf ich melden?"

„Von Rittenbruch."

Das Mädchen verschwand. Purschell wartete, das Mädchen kam zurück. „Die gnädige Frau läßt bitten!"

Im Salon traf Purschell eine rosige ältere Dame mit einem Drahthaarterrier auf dem Schoß. Ein fragender Blick fiel auf den jungen Mann. „Sie sind doch gar nicht...? Ich dachte, mein Neffe wäre gekommen."

„Oh, Sie meinen wegen des Namens... Ja, ein merkwürdiger Zufall, gnädige Frau", sagte Purschell. „Aber es handelt sich bloß um etwas Geschäftliches." Er öffnete den Koffer, und wieder erfolgte die Aufzählung aller Vorzüge des einzigartigen Universalmittels, die damit endete, daß Frau von Rittenbruch sich entschloß, ihren Kosmetikvorrat um 5 Tuben Cupidolpaste zu vermehren.

Es geht eben nichts über eine eigene Methode.